

Die beiden letzten Kapitel der Publikation widmen sich der Problematik in der Europäischen Union. Im Kapitel Vier werden die wenigen, über den generellen Menschenrechtsschutz und das Diskriminierungsverbot hinausreichenden Vereinbarungen (Vertrag über die Europäische Union, Grundrechtecharta der Europäischen Union) des Schutzes nationaler Minderheiten erläutert, wobei es „der Union an einer expliziten Kompetenz im Bereich des Minderheitenschutzes mangelt“ (S. 129). Kapitel Fünf widmet sich den politischen Partizipationsmöglichkeiten von Minderheiten in der EU. Sie bestehen insbesondere im Wirken des Ausschusses der Regionen, der sich aus Vertretern regionaler und lokaler Gebietskörperschaften konstituiert – darunter auch aus Minderheitsgebieten –, im Wirken der Intergroup for Traditional National Minorities, Constitutional Regions and Regional Languages, sowie einiger weiterer Gremien und Mechanismen.

Ludwig Elle

Nils Langer/Steffan Davies/Wim Vandenbussche (Hg.): Language and History, Linguistics and Historiography. Interdisciplinary Approaches. Verlag Peter Lang: Oxford et al. 2012 (Studies in Historical Linguistics; 9), 503 S.

Der französische Historiker Marc Bloch setzte sich, als einer der ersten seiner Zunft, bereits vor mehr als siebzig Jahren eingehend mit dem Verhältnis von Geschichte und Sprache auseinander. In seiner „Apologie der Geschichtswissenschaft“ (1949 posthum erschienen) skizzierte er dieses als ein spannungsreiches, reflexionsbedürftiges Desiderat und beklagte daher, dass selbst grundlegende Erkenntnisse der Linguistik weder im Geschichtsstudium vermittelt noch in der Geschichtsforschung berücksichtigt würden. Bis heute hat sich daran wenig geändert, was, wie schon Bloch feststellte, recht verwunderlich ist für eine Disziplin, die ihre Studienobjekte fast ausschließlich in sprachlicher, besonders textlicher Vermittlung zu fassen bekommt. Selbst der in den 1960er-Jahren ausgerufene, mitunter aber erst Jahrzehnte später rezipierte „linguistic turn“ der Geistes- und Sozialwissenschaften regte Historiker und Linguisten lange Zeit kaum zu einem inhaltlichen und methodologischen Austausch an. Inzwischen hatten sich freilich auch die modernen, zunehmend ausdifferenzierten Sprachwissenschaften mehr und mehr vom traditionellen philologischen Fachverständnis des 19. Jahrhunderts emanzipiert und sich im Gros der Beschreibung gegenwartssprachlicher Phänomene zugewandt.

In größerem Maße begann sich dies erst ab den 1990er-Jahren zu ändern. Ein wachsendes Interesse an historischen Sprach- und Sprecherkonstellationen schlug sich in ersten interdisziplinären Pilotstudien und Forschungsprojekten nieder, die die Möglichkeit einer Verknüpfung von Sozialgeschichte und diachroner linguistischer Analyse erfolgreich demonstrierten. An dieser Stelle sei besonders auf die mehrbändige und durchgängig zweisprachige „Social History of the Welsh Language – Hanes Cymdeithasol yr Iaith Gymraeg“ (Cardiff/Caerdydd 1997–2001) verwiesen. Mittlerweile hat sich das im Jahre 2005 in Bristol gegründete Historical Sociolinguistics Network zu einem wichtigen Treffpunkt und Impulsgeber der interdisziplinären Sprach- und Geschichtsforschung entwickelt. Der hier zu besprechende Band geht auf eine Konferenz dieses Netzwerks zurück. Formuliertes Kernanliegen ist es, die internationale Fachwelt zur Auseinandersetzung mit einem wissenschaftlichen Ansatz anzuregen, der außerhalb des

angelsächsischen Forschungskontexts bislang nur partiell bis sporadisch rezipiert und adaptiert wurde.

Die Beschäftigung mit den herausragenden Akteuren und allgemeinen Problemen der philologischen Fachgeschichte kann sicher als „Klassiker“ im historischen Flügel der Sprachwissenschaften angesehen werden. Je konzentrierter der linguistische Fokus dieser Studien, desto geringer ist in der Regel ihre Aussagekraft für den Allgemeinhistoriker. Erst die konsequente Einbettung fachgeschichtlicher Befunde in die allgemeine Kultur- und Sozialgeschichte ermöglicht letztlich einen interdisziplinären Erkenntnisgewinn, wie die hier publizierten Studien zur historischen Epistemologie des germanischen Stammwortes (Nicola Mclelland) oder zur Entwicklung der Editionspraxis in Norwegen (Agnete Nesse) exemplarisch belegen. Weitere Beiträge des Bandes widmen sich in ähnlicher Weise dem historischen Phänomen der Etablierung verbindlicher Standardsprachen und -varietäten. Doch fokussieren sie nicht primär auf spezifische grammatische Fragen sondern nehmen vor allem die Rolle verschiedener sozialer Akteure genauer in den Blick, etwa die nationalen Sprachakademien (José del Valle) oder auch die Gruppe der Lehrer und Philologen (Tomasz Kamusella, Laura Villa sowie Gijbvert Rutten und Rik Vosters). Die oft langwierigen und harten Auseinandersetzungen um die Frage der „richtigen“ Literatursprache sowie der Taxonomie zusammengehöriger Sprachfamilien belegen deutlich, dass in diesen Prozessen nicht allein um die Durchsetzung wissenschaftlicher Thesen, sondern auch um die Behauptung sozialer Interessen gefochten wurde – und nach wie vor wird.

Sprachen und Sprachwissenschaften weisen damit zugleich eine manifeste politische Dimension auf. Robert Evans bereichert den Konferenzband mit einigen grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis von Sprachentwicklung und politischer Geschichte. Michaela Giordano und Federica Falchi untersuchen am Beispiel der liberalen Vordenker John Stuart Mill und Salvatore Morelli den Gebrauch von Sprache als gesellschaftspolitischem Werkzeug. Andere Beiträge widmen sich der Kehrseite dieser sozialen Funktionalisierung und thematisieren die jeder Sprachplanung immanente Ideologiefanfälligkeit, etwa am Beispiel des Sprachgebrauchs der nicaraguanischen Sandinisten (Lisa Carroll-Davis) oder auch der kommunistischen Presse Bulgariens (Krassimir Stoyanov). Überhaupt stellt das Verhältnis von Sprache und Gemeinschaft ein wiederkehrendes Motiv dieses Tagungsbandes dar. So erörtern Kristine Horner und Melanie Wagner am Beispiel Luxemburgs die Problematik der Verschränkung von Sprachgesetzgebung und nationalem Gedächtnis. Juan R. Valdez hingegen setzt sich kritisch mit den ethnolinguistischen Prämissen des dominikanischen Philologen Urefia auseinander. Die Situation sogenannter nicht-dominanter Sprachgemeinschaften wird in zwei sehr unterschiedlichen Aufsätzen thematisiert. Anneleen Vanden Boer gibt einen recht knapp geratenen Einblick in die soziologischen Erhebungen, die sie in Belgien unter dem Aspekt von Sprachbeherrschung und nationaler Identität anstellte, wobei sie die Rolle der deutschsprachigen Minderheit in der gegenwärtigen Staatskrise besonders hervorhebt. Mehr der Geschichte wendet sich demgegenüber der programmatische Aufsatz Nicholas M. Wolfs zu. Am Beispiel Irlands problematisiert auch Wolf den Zusammenhang von Sprache und nationaler respektive kultureller Identität, den er jedoch unter einer erfrischend neuen Perspektive beleuchtet: Er löst den Vorgang des Sprachwechsels der Iren (weg vom Irischen hin zum Englischen) von den nationalideologischen Interpretamenten der Vergangenheit, indem er ihnen mit historischer Tiefenschärfe und detaillierter diachroner Verlaufsanalyse begegnet. Vor allem jedoch tritt er ein für ein prozessuales Kulturverständnis in der Geschichtsforschung, welches Sprache nicht als überzeitlichen Bezugspunkt kollektiver Identitäten voraussetzt. Vielmehr sollten sich Historiker künf-

tig stärker an linguistischen Ansätzen zur Sprachverhaltens- und Spracheinstellungsforschung orientieren und diese auf ihre historischen Situationen und Akteure übertragen, was in den meisten Fällen bedeute, die ältere Literatur einstweilen beiseite zu legen und zurück in die Archive zu gehen.

Wie dies aussehen kann, zeigen eindrucksvoll auch einige der im vorliegenden Tagungsband präsentierten Aufsätze. Oft bedarf es nur der Bereitschaft, konventionelle Quellen „gegen den Strich zu lesen“, um etwa zu Erkenntnissen über Mehrsprachigkeit und Sprachwechselforgänge in bestimmten historischen Konstellationen zu kommen. Seien es Parlamentsregister, die Auskunft über den Rückgang französischer Sprachkompetenzen in der englischen Oberschicht im Verlaufe des 14. Jahrhunderts geben (Richard Ingham). Seien es merowingische Münzen, deren Inschriften von den Sprachkontakten gallo-römischer und germanischer Bevölkerungen zeugen (Rembert Eufe). Oder seien es Kirchenbücher, anhand derer sich die Frankophonisierung Dünkirchens im 17. Jahrhundert nachvollziehen lässt (Remco Knooihuizen). Als besonders reizvoll erweist sich auch der Ansatz einer „Sprachgeschichte von unten“, die den Blick abwendet von den großen „Sprachdenkmälern“ der normgebenden Eliten und Instanzen und sich stattdessen dem Sprachgebrauch und den Spracheinstellungen des gewöhnlichen Volkes zuwendet. Mangels klassischer Ego-Dokumente greift die Forschung hierbei häufig auf punktuell überlieferte Korrespondenzen zurück (Judith Nobels und Marijke van der Wal sowie Juan M. Hernández-Campoy). Einen seltenen Glücksfall dürften die in Augsburg überlieferten Straßen- und Volksliedaufzeichnungen aus dem 16. Jahrhundert darstellen, die hier in interdisziplinärer Kooperation von Helmut Graser und B. Ann Tlusty analysiert werden.

Die Verknüpfung von sozial-, kultur- und sprachgeschichtlichen Erkenntnisinteressen erweist sich somit auch rund zwanzig Jahre nach ihrer erstmaligen empirischen Erprobung als tragfähiges Konzept. Die mehr als zwanzig (englischsprachigen) Beiträge des Bandes vereinen theoretisch-methodologische Diskussion, empirische Untersuchung und kritischen Kommentar. Sie demonstrieren anschaulich, auf wie viele Weisen sich die disziplinären Grenzen zwischen den Sprach- und Geschichtswissenschaften transzendieren lassen und regen zur weiteren Auseinandersetzung an. Der Reiz dieses Ansatzes ergibt sich zum einen aus der Chance, auf für beide Disziplinen bislang unbekannte Zusammenhänge zu stoßen. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive erweist er sich zum anderen auch im Hinblick auf jüngere historiografische Forschungstrends als anschlussfähig. Sprachen als soziale wie kulturelle Institutionen sollte folglich im Blick haben, wer sich etwa mit dem Verlauf nationaler und ethnischer Identitätsbildungsprozesse oder der historischen Rolle nicht-dominanter, marginalisierter oder ausgeschlossener gesellschaftlicher Gruppen beschäftigt.

Friedrich Pollack